

Wenn der Papa am Altar steht

Das Leid der Priesterkinder und die Vertuschungsversuche der Amtskirche. Eine Recherche

Von Peter Otten

Sie haben mich gefragt, warum Priesterkinder so viel Angst haben; Angst, die man häufig nicht in Worte kleiden kann. Ich frage mich das selbst oft. Weil ich mich darüber ärgere, wenn ich bei anderen Priesterkindern damit konfrontiert werde. Aber auch, weil ich selbst unendlich ängstlich bin. Selbstbewusst ja, aber nur nach außen. Mein Selbstvertrauen, das geht gegen null. (Veronika, Tochter eines Priesters)

Claus Schiffgen ist Vorsitzender der Vereinigung katholischer Priester und ihrer Frauen. Er kann keine genauen Zahlen zu Priesterkindern angeben. »Die Dunkelziffer wird hoch sein«, schätzt er. Über Vermutungen und Hochrechnungen komme man nicht hinaus. Lege man bei etwa einem Drittel der amtierenden Priester heterosexuelle Beziehungen zugrunde und nehme man beispielsweise für jede Dritte dieser Beziehungen mindestens ein Kind aus dieser Verbindung an, so komme man für die derzeit 15 700 Welt- und Ordenspriester in Deutschland auf etwa 1700 vermutete Kinder. Ähnlich äußert sich Maria Leunissen von der Initiativgruppe der vom Zölibat betroffenen Frauen: »Vieles ist im Bereich des Spekulativen, also schwer oder kaum zu belegen.« Das liege daran, dass Priesterkinder in der Regel von der Amtskirche totgeschwiegen würden, sofern es sich um Kinder von Priestern handle, die noch im Amt seien, und der Umgang mit ihnen werde in erster Linie von den Priestervätern selbst geprägt.

Wiltrud Weber spricht von einer »massiven Diskriminierung« der Priesterkinder und ihrer Frauen. Sie schätzt, dass die Zahl der Kinder von Priestern im Amt in Deutschland zwischen 3000 und 5000 liegt. Die Übersetzerin führt seit Herbst letzten Jahres an der Frankfurter Jesuitenhochschule Sankt Georgen mit ihrem Sohn David einen Sitzstreik durch. Davids Vater ist ein inzwischen verstorbener australischer Jesuit. Der Orden habe den Kontakt zwischen dem Vater und seiner Familie verhindert, sogar dann noch, als er bereits aus dem Orden ausgeschieden war. Wiltrud Weber möchte, dass die Jesuiten dafür Wiedergutmachung leisten: »In Deutschland sind die Gesetze eindeutig: Alle Kinder sind gleich, unabhängig vom Status der Eltern«, sagt sie. »Das betrifft Unterhalt, Erbe und selbstverständliche Menschenrechte wie den Kontakt mit dem eigenen Vater. Die Vorgehensweisen der katholischen Kirche sprechen dem Hohn. Hier wird Unterhalt wie ein Almosen gezahlt gegen Schweigezusagen. Falls die Mutter im kirchlichen Dienst ist und den Vater nennt, wird sie entlassen.«

Mit vielen hundert Menschen hat Wiltrud Weber seitdem gesprochen. Eine Kontaktfrau von der Initiativgruppe vom Zölibat betroffener Frauen habe ihr von vielen neuen Anrufen von Betroffenen aus dem Frankfurter Raum berichtet. Zu Webers Vorträgen wagten Betroffene nicht zu kommen, aus Angst, man könne sie erkennen. Inzwischen hat Wiltrud Weber eine Unterschriftenaktion auf ihrer Webseite gestartet, einige Bundestags- und Landtagsabgeordnete haben bereits unterschrieben. Darin wird die Amtskirche aufgefordert, die im Staat geltenden Gesetze zu achten und Versuche zu unterlassen, den Kontakt der Priesterväter zu ihren Kindern zu verhindern und die Wahrnehmung des Rechts auf Kontakt und Unterhalt an unzulässige Bedingungen zu knüpfen. Darüber hinaus wird der Staat aufgefordert, dies zu überprüfen und nötigenfalls durchzusetzen.

Die Erziehung durch die Eltern ist so entscheidend, dass sie dort, wo sie fehlt, kaum zu ersetzen ist. Das Grundrecht und die Grundpflicht der Eltern, ihre Kinder zu erziehen, ist unveräußerlich (Katechismus der Katholischen Kirche, 2221).

»Dass die kirchlichen Behörden sich gerne aus der Verantwortung stehlen, ist hinreichend bekannt,

umso mehr kommt es auf die Väter an«, erklärt Claus Schiffgen. Diesen Eindruck gewinnt man auch, wenn man die Bischöflichen Ordinariate befragt. Antworten sie überhaupt, so verweisen sie meist auf die Verantwortung der Väter. »Wenn ein Priester ein Kind bekommt, gilt das Verursacherprinzip: Der betreffende Priester muss die Alimente allein bezahlen, nicht der Bischof«, sagte der Kölner Kardinal Joachim Meisner in einem Interviewbuch mit Fürstin Gloria von Thurn und Taxis. Tatsächlich verdienen deutsche Diözesanpriester etwa so gut wie Studienräte – da ist ein Alleinstehender schon in der Lage, Alimente zu zahlen.

Doch: Warum gibt es so viele Tabus bei diesem Thema in der kirchlichen Kommunikation? Tabus ja, aber nur aufseiten der Eltern, sagt beispielsweise Stefan Förner, Sprecher des Erzbischöflichen Ordinariates in Berlin: »Wenn Eltern nicht wünschen, dass die Vaterschaft bekannt wird, ist dies zu respektieren. Damit beginnt aber bereits die Tabuisierung.«

Doch ist es nicht auch ein Tabu, wenn Priester, die weiter im Amt bleiben, nicht offen zu ihrem Kind stehen können? Wäre es nicht ein beachtlicher Beitrag der Kirche, wenn deutlich würde: Auch Priester haben Brüche in ihrem Leben, und das darf auch gezeigt werden? Zum Kind zu stehen würde bedeuten, Familienvater zu werden, was aber nicht mit dem Priesterzölibat zu vereinbaren ist. Entweder also lebt ein Priester den Zölibat, also ehelos und somit logischerweise ohne Kinder, oder er verlässt sein Amt und geht eine Ehe ein. Hat er ein uneheliches Kind, muss er das regeln. Das Bistum ist außen vor: Beides nach außen zu leben, sein Priesteramt und seine Vaterschaft, geht in keinem Fall. Vaterschaft bleibt das »Dilemma« des Priesters.

Kein Platz also für Zwischentöne. Im Kirchenrecht der lateinischen Westkirche gilt nur ein Entweder-oder: Wer das Zölibatsgesetz öffentlich verletzt und dabei bleibt, »fliegt« (siehe die Canones 277, 1394 und 1395 im Kirchenrecht). Wer Vater wird, aber den Fehltritt bereut, kann Priester bleiben.

Die Eltern sollen ihre Kinder als Kinder Gottes ansehen und sie als menschliche Personen achten (Katechismus der Katholischen Kirche, 2222).

Das Bistum Essen bestätigt, dass es im Bistum Priesterkinder gibt, »wenige Einzelfälle«, so Bistumssprecher Ulrich Lota. »Priester sind Menschen und machen Fehler«, sagt Lota. »Wie jeder andere Mann auch kann aber kein Priester gezwungen werden, die Mutter des Kindes zu heiraten und deshalb aus dem Amt zu scheiden.« Die Bistumsleitung erhalte nur Kenntnis davon, wenn der Priester selbst, die Mutter oder eine andere Person dies mitteile. Komme es zu Gesprächen mit betroffenen Priestern, würden diese »ergebnisoffen« geführt. Keiner werde dazu gedrängt, auf Kosten der Familie im Amt zu bleiben. Allerdings empfehle man denjenigen, die im Amt bleiben wollten, ihrer »Verpflichtung als Vater nachzukommen«, damit zum Beispiel der Unterhalt für das Kind gesichert ist. Das Bistum selbst übernehme nie eine Alimentierung, auch nicht im Todesfall des Vaters, dafür habe dieser selbst zu sorgen. Lota verweist darauf, dass die zölibatäre Lebensform in der Priesterausbildung im Bistum Essen immer wieder thematisiert werde, »theologisch, spirituell und psychologisch«.

Knut Walf, emeritierter Professor für Kirchenrecht an der Universität Nijmegen, weiß, dass sich Bistümer und Orden entgegen manchen Beteuerungen an der Alimentierung von Priesterkindern beteiligen: »Wohl gibt es Unterschiede unter den Bistümern wie zwischen den Orden beziehungsweise Kongregationen: Die einen sind großzügig oder zumindest fair, andere knauserig.« Walf bestätigt, was so mancher Bischof in der Mottenkiste versenkt wissen will: »In der Tat kommt es gelegentlich vor, dass die kirchliche Seite nur zu Zahlungen bereit ist, wenn schriftlich Verschwiegenheit versprochen wird. – Vermutlich ist das sogar die Regel! Ich sah dergleichen.«

Die Eltern sind die Erstverantwortlichen für die Erziehung ihrer Kinder. In erster Linie erfüllen sie diese Verantwortung, indem sie ein Zuhause schaffen, wo Zärtlichkeit, Vergebung, gegenseitige

Achtung, Treue und selbstlose Dienstbereitschaft herrschen. (...) Die Eltern haben die große Verantwortung, ihren Kindern ein gutes Beispiel zu geben (Katechismus der Katholischen Kirche, 2223).

Eine Alimentierung von Priesterkindern durch Bistümer kennt auch Claus Schiffgen. Seine Erfahrung ist, dass diese dann auf den Plan tritt, wenn die Vaterschaft zweifelsfrei nachgewiesen ist und der Priester die Beziehung zu Mutter und Kind abbricht. Schiffgen bestätigt, dass die Voraussetzung – soweit er Kenntnis habe – stets an eine Schweigeverpflichtung der Mutter geknüpft sei.

Die Auseinandersetzung mit der Sexualität und persönliche Einstellungen der Priesteramtskandidaten hierzu spielten in der Ausbildung eigentlich keine große Rolle, sagt ein Priester aus Nordrhein-Westfalen. »Klar, man sitzt im Seminar schon mal im Kreis zusammen und ein vom Bistum beauftragter Psychologe referiert. Aber da wird doch dann niemand aufstehen und von seiner persönlichen Situation und seinen Schwierigkeiten berichten. Jeder weiß doch, wie prekär das werden kann«, sagt er. Man könne nicht offen über seine Sexualität sprechen, »und das ist doch auch irgendwie normal, das passiert doch in der normalen Welt auch nicht so einfach«.

Der Mann hat für sich nach langem Nachdenken eine persönliche Lösung gefunden: Er lebt in einer Beziehung, allerdings nicht ständig »unter einem Dach«, auch die Sexualität spiele keine Rolle. »Ich komme mit dem Alleinsein nicht zurecht«, sagt er. »Ich brauche einfach eine Gefährtin. Ich habe gemerkt, dass ich so auch in meinem Beruf einfach besser bin.« Was er seiner Partnerin abverlange, sei ihm bewusst. Während Kinder für ihn niemals eine Rolle gespielt hätten, mache sie immer wieder deutlich, dass sie »mehr« wolle. »Aber das kann ich nicht.«

Lydia Pichotta kennt Fälle wie diesen. Sie engagiert sich in der Vereinigung katholischer Priester und ihrer Frauen und berät dort Frauen, die wie sie selbst mit einem Priester zusammenleben. »Die Leidtragenden sind immer die Frauen. Die Männer haben das, was sie wollen. Die haben ihr Amt und ihre Frau. Und die Frau ist diejenige, die leidet. Und deswegen sage ich allen Frauen, die davon betroffen sind: Zwingen Sie Ihren Partner zu einer Entscheidung!«

Bei ihr selbst war es so: Lydia Pichotta ist Krankengymnastin. Eines Tages humpelte ihr jetziger Mann in ihre Praxis, sie behandelte ihn, und schnell wurde beiden klar, dass da Liebe im Spiel war. Sind Priester besonders attraktiv für Frauen? Lydia hält den Vorwurf, viele Frauen machten Jagd auf Priester, für absurd. Interessant sei, dass er oft von Klerikern selbst formuliert würde: »Ich habe meinen Mann nicht getroffen, weil er Priester ist, sondern es war ein sehr netter Mensch, mit dem ich mich gut verstanden habe. Und ich habe mich letztlich in ihn verliebt, weil es mein Mann ist. Ich liebe ihn, obwohl er Priester ist, nicht weil er Priester ist.«

Der Hamburger Weihbischof Hans-Joachim Jaschke kennt selbst Priester, die Väter geworden sind. »Man muss immer den Einzelfall betrachten«, sagt er. Einerseits gebe es durchaus Frauen, für die Priester attraktiv seien. Andererseits gebe es Fälle, in denen Menschen sich ernsthaft verlieben und zusammenleben wollen. »Und dann wird der Priester sein Amt aufgeben und eine Familie gründen.« Oder aber der Priester stehe für seinen Fehltritt ein und verbleibe im Amt. Seien Kinder da, müsse auf sie besondere Rücksicht genommen werden, denn sie seien in jedem Fall unschuldig. Auch die daraus folgenden Regelungen seien im Einzelfall unterschiedlich, sie müssten nur »wahrhaftig« sein. Er kenne einen Fall, erzählt der Weihbischof, allerdings nicht in seinem Bistum, wo Mutter, Vater und Kind gar nicht so weit auseinander wohnten und der Vater sein Kind sehr regelmäßig sehe. Aber auch Jaschke besteht auf einer räumlichen Trennung.

Das Zuhause ist die natürliche Umgebung, in der die Kinder zur Solidarität und zur gemeinsamen

Verantwortung angeleitet werden sollen (Katechismus der Katholischen Kirche, 2224).

Vielleicht meint der Bischof ein Kind wie Veronika. Ihre Mutter war über vierzig, als sie schwanger wurde. Sie hätte die Möglichkeit zur Abtreibung gehabt aufgrund einer sozialen Indikation. Doch das kam für sie nicht infrage. Die Schwangerschaft war nicht zu verbergen, die Mutter zog fort, der Priester-Vater wurde erst einmal versetzt. Später bekam er dann wieder eine Stelle in der Nähe ihrer Familie: »Das ist schon irgendwie Taktik der Kirche«, sagt sie. »Offene Konflikte mögen sie nicht, wenn sie vermeidbar sind. Lieber erst einmal Gras über die Sache wachsen lassen.« Sie wusste von klein auf, was der Vater macht: »Der Papa meines Nachbarn arbeitet bei der Sparkasse, meiner eben bei der Kirche.« Erst in der Grundschule begannen die Tabus. »Das ist schon komisch, wenn man Freunde anlügen muss, wenn die fragen, was der Papa macht.« Der Vater fehlte, erinnert sie sich. Krankheiten, Behördengänge, Jugendamt, »da musste die Mama alleine durch«. Für den Vater stand es nie zur Debatte, sein Amt aufzugeben. Und er hatte sein Netzwerk – Pfarrei, Freunde und Verwandte, »alle mochten ihn, und genau das fehlte uns«. Sie hatten nur einander, Mutter und Tochter.

»Ich war ein vernünftiges, uncooles Mamakind.« Das nicht raucht, nicht ausgeht, keinen Blödsinn macht, weil dann die Mutter traurig wird. Sie ist Außenseiterin, das Mauerblümchen mit Krankheiten wie kreisrundem Haarausfall. Die Noten der Streberin stürzen in den Keller, jeder Schultag ein alptraumhafter Tag voller Versagensängste: »Warum mögen mich die Lehrer nicht? Weil sie meinen Vater noch als Religionslehrerkollegen kannten?« Sie wechselt die Schule und beginnt eine Ausbildung zur Kinderpflegerin, holt später ihr Abitur nach, Durchschnitt 1,3.

Veronika möchte Lehrerin werden. Doch an der Uni beginnen wieder die »unguten Gefühle«. Die Amtskirche rückt ihr wieder auf die Pelle, das Ordinariat ist nicht weit von der Uni weg. »Es war ein Gefühl, dass ich im Lehramt wegen meiner Herkunft nicht willkommen war. Niemand wird je nachweisen können, ob das stimmte oder nicht.« Das ist vielleicht auch nicht wichtig, jedenfalls führte ihr Gefühl dazu, dass die Krankheiten wiederkamen, chronische Mandelentzündungen und Gallenkoliken.

Durch Zufall erfährt sie, dass im Bayerischen Wald Waldführer ausgebildet werden. Sie bewirbt sich. »Ich, die ich als Kind statt in der Disko stundenlang in der Natur unterwegs war. Das war einer der Momente, in denen ich die ganzen Ängste überwinden konnte.« Seither arbeitet sie als freie Mitarbeiterin in der Umweltbildung. Sie hat Freunde dadurch gefunden, »erstmal eigentlich«. Noch reicht es nicht zum Leben, doch ihr Vater hat sie finanziell abgesichert, »in diesem Punkt kann ich mich auf ihn verlassen«. Sie traut der Amtskirche nicht, »darum habe ich meinen Vater gedrängt, diese Dinge zu ordnen«, auch wegen ihrer Mutter.

Römisch-katholisch ist sie noch, auf dem Papier. Die Kirche als Gemeinschaft sagt ihr nichts, »ich habe ja auch nie zur Gemeinschaft gehört«. Ergreifend ist für sie, wenn sie in ihrem Reich unterwegs ist, der Natur. »Oder wenn einer mir einen Gefallen tut, mit dem ich niemals gerechnet habe, einfach nur, weil er mich mag.« Und dann gibt es da noch die Musik, in der sie versinkt, zum Beispiel bei einem Konzert der Ingolstädter Rockgruppe Slut: »Beim Lied ›Hope‹ vor der Bühne stehen und hören! Das ist der Soundtrack meines Lebens.«

Hoffe, dass ich nie brechen und welken werde. / Hoffe, mein Gesicht wieder zu zeigen und mich mit allem zu verbinden. / Hoffe, dass ich das täglich tue ... Ja, täglich tue. / Ich hoffe, dass ich ein Stückchen von gestern wegnehmen kann. / Hoffe, dass ich mich nie losreißen werde. / Hoffe, mein Gesicht wieder zu zeigen und mich mit dir wieder zu verbinden. / Hoffe, dass ich es täglich tue. / Ja – täglich. Jeden Tag.